

(Nachdruck verboten.)

84

Die Fanfare.

Roman von Friedrich Mauthner.

Gottlieb Mettmann ritzelte die Seiten und strich sich verstümmt den grauen Schnanzbart. Die Briefmarken und Poststempel waren richtig und das Entsetzen der Frau schien ja auch echt zu sein. Eine dumme Geschichte; wie konnte er auch so etwas wissen! Jedenfalls wurde es hier sehr ungenügend.

„Liebe Frau Doktor,“ sagte er harmlos, „thun Sie doch nicht so. Nach ein paar Tagen wird Ihr Mann herauskommen und Ihnen erzählen, daß es gar nicht so schlimm war; das kann einem Journalisten alle Tage passieren.“

Frau Käthe rang nach Worten, aber sie vermochte keine deutliche Silbe zu sprechen, ihre Hände flogen wie im Weistanz.

Nun wurde Mettmann ernstlich böse; er war kein Krankenwärter. Bedeutungslos legte er die vier Scheine unter den Briefbeschwerer und sagte im Fortgehen:

„Sie werden es sich bald angewöhnen, und kochen Sie ihm eine gute Suppe, wenn er herauskommt.“

Er war schon in der Thür, als Käthe mit der äußersten Willensanstrengung ihre Sprache wiederfand; nur bewegen konnte sie sich noch nicht.

„Bleiben Sie!“ rief sie heftig. „Seien Sie kein Unmensche! Gewiß ist er nur für Sie ins Gefängnis gekommen, nicht wahr? Er hat doch nichts begangen? Seit wann? Seit sechs Wochen! Und ich habe hier in meiner schönen Wohnung gelebt wie eine Gräfin, ich habe mir früh, mittags und abends mein Essen gegönnt. Was bekommt er dort zu essen? Hat er ein gutes Bett? So sprechen Sie doch, Herr Mettmann, seien Sie doch barmherzig! Mein Mann sitzt im Gefängnis, und ich lasse mir's wohlgehen! Wie hat er denn das mit den Briefen gemacht? Und zu Weihnachten alle die Geschenke aus Italien? Wie gut, wie gut er ist, wie lieb er mich hat! Und ich, ich habe genascht, während er im Gefängnis war!“

Und mit zuckenden Händen suchte sie an ihrem Körper herum, ob nicht irgendwo ein Schmand lag, den sie fortwerfen mußte, und als sie nichts fand, riß sie sich das Häubchen und die Schürze vom Leibe; die heftige Bewegung that ihr gut.

Das war wirklich eine dumme Geschichte. Mettmann mußte noch einmal umkehren und der Frau gute Worte geben; fast jeder Journalist könnte einmal nach Blöhensee, das sei gar nicht so schlimm; daß Doktor Bode gesund sei und bei guter Laune, sei doch aus den Briefen zu ersehen; er habe seine Frau aus Liebe betrogen, darüber solle sie sich freuen.

Es war ihm gelungen. Frau Doktor Bode brach in Thränen aus, und der Anfall ließ nach; er redete ihr noch eine Weile zu, und als ihr entsetzliches Zittern endlich ganz nachzulassen begann, wollte er ernstlich gehen, da stand sie mühsam auf und faßte ihn am Kermel des Pelzes.

„Ich lasse Sie nicht!“ schrie sie; „Sie müssen mich mitnehmen zu ihm nach Blöhensee! Ich weiß ja nicht, wo das ist. Man wird mich doch zu ihm hineinlassen? Man muß, ich bin ja seine Frau!“

Und Käthe suchte mit den Augen ihren Mantel und Hut. Da überzog schnell ein gelber Schatten ihr bleiches Gesicht und Schweißtropfen traten auf die Stirn. Mettmann biß sich auf die Lippen.

Plötzlich sank sie mit einem Beifuss auf den Stuhl zurück und schloß die Augen; als sie wieder um sich sah, war Herr Mettmann verschwunden.

Sie rief um Hilfe, aber ihre Stimme war zu schwach, da schleppte sie sich stöhnend bis zum Fenster vor, wo sie Stimmen gehört hatte; mit Mühe gelang es ihr, einen Flügel zu öffnen. In dem engen Raum zwischen dem Häuschen und der Backsteinmauer stand ein alter Steinträger, der sich beim Mittagessen mit seiner Frau verspätet hatte; er wachte sich den Schnurrbart und rückte an seiner mit Ziegelstein bedeckten Mütze. Die Frau hatte die Pipfel ihres braunen Umschlages losgelassen, nur die leeren Töpfe, Gabel und Löffel wieder in ihren Korb zurückzugeben.

„Gute Frau!“ Käthe mußte es dreimal rufen, bevor man sie vernahm, dann bedurfte es aber keiner Erklärung mehr. „I du mein Heiland, werden Sie gleich das Fenster schließen — ich komme schon!“

Und gleich darauf stand die lebhaft kleine alte Frau neben Käthe und führte sie langsam in die Schlafstube. Sie sollte sich um gar nichts kümmern, man werde schon alles besorgen, auch einen Arzt, wenn es nötig ist; arme Leute müssen einander helfen.

„Nichts für ungut,“ fügte die Frau hinzu, während sie der Kranken die Stiefelchen auszog. „Ja weiß ja, Sie sind nicht unsereiner; ich meine nur, weil Sie, armes Wurm, so allein sind.“

Käthe wand sich unter Schmerzen und weinte wie ein Kind.

„O du mein Gott, jetzt muß es kommen und mein Mann sitzt im Gefängnis!“

Die Steinträgerfrau richtete sich steil in die Höhe und ballte die Fäuste.

„Welcher Hundsfott hat Ihnen das verraten?“

Dann wollte sie wieder an sich halten und Käthe beruhigen, aber lange hielt sie es nicht aus; während sie Käthe unter die Decke brachte und ihr die kalten Füße rieb, sprudelte es hervor.

„Arme und Deine sollte man dem Kerl entzwei schlagen, der geschwätzt hat; gewiß der seine Herr mit dem schönen Pelz! Was meinen Sie, wir hätten keine Lust gehabt, es Sie zu sagen? Der ganze Bau hat's gewußt, daß Ihr Mann unschuldig in Blöhensee sitzt und daß er Ihnen eine Verjüngungskreife vorgezaubert hat, die gute Seele. Der ganze Bau hat's gewußt, und Ihr Bäcker nebenan hat's auch gewußt, und in der Destille, wo Sie den Spiritus zu's Kaffeekochen geholt haben, haben sie's auch alle gewußt, bis herunter zu die Wamsell, das schmutzige . . . Und alle hätten wir uns lieber die Zunge abgebissen! Und nun kommt so ein Lumpiger im Pelz und bringt das arme Wurm rein um! Bleiben Sie ganz ruhig liegen, ich fliege nur so, augenblicklich bin ich wieder da. Den Korb darf ich einstweilen hier stehen lassen, es war ganz sauberes Essen. Ich bin gleich wieder da!“

XV.

Am dritten Tage nach Frau Käthes Erkranken, gegen neun Uhr morgens, saß Doktor Bode in recht wehmütiger Stimmung an dem Fenster seiner Zelle; wochenlang hatte er den Zwang des Gefängnislebens mit gutem Humor getragen, hatte die großen Leiden durch fortschreitende Selbstbeobachtung sich ferne zu rücken und dadurch zu mildern gesucht, hatte über seinen Kalfaktor herzlich gelacht, hatte seinen Montaigne gelesen und an Käthe geschrieben, und hatte in den langen dunklen Abendstunden über Käthe, Montaigne, über Herrn Mettmann und die römische Literatur nachgedacht.

Jede Woche einmal zu der festgesetzten Besuchszeit war der Bize-dacteur von der „Fanfare“ ins Sprechzimmer gekommen, hatte die Beamten durch Mitteilung der neuesten Kalauer erfreicht und hatte endlich dem Gefangenen einige bessere Cigaretten herein- und seine Leitartikel herauszuschmuggeln gesucht; sonst war niemand zu ihm gekommen.

Heute, wo ihn nur noch wenige Tage von der schönen Freiheit trennten, war die ruhig heitere Stimmung von ihm gewichen; er versuchte es, einige Verse an Käthe niederzuschreiben; gestern nach Sonnenuntergang waren sie ihm durch den Stopp gegangen; da er kein Licht brennen durfte, hatte er Zeit gehabt, an den Versen stundenlang herumzubessern. Jetzt, wo die Strafe ihrem Ende nahe war, fing er erst an, das Entwürdigende, die Schande seiner Verurteilung zu empfinden und er sehnte sich nach seiner Freiheit wie nur einer der Bewohner des großen Gefängnisses.

Es mochte wenig nach neun Uhr sein, die Sonne erreichte noch nicht den Boden seiner Zelle, als ein Schließer ihn zu dem Herrn Inspektor berief. Der Beamte, der den gebildeten Gefangenen immer mit großer Rücksicht behandelt hatte, überreichte ihm stumm ein geöffnetes Telegramm.

Es war vom gestrigen Abend, aus Rom datiert, und vom Professor unterschrieben. Bode las:

„Erhalte soeben erst auf Umwegen dringliche Depesche

aus Berlin, sie lautet wörrlich: „Bitte herzlich, komme sofort zurück. Käthe.“

Bode saß erbleichend auf den nächsten Stuhl nieder, der Beamte blickte ihn fragend an.

„Es muß ein Unglück geschehen sein,“ stammelte Bode; „ich bitte, Herr Inspektor, ist es möglich, daß ich das Gefängnis auf einige Stunden verlasse?“

„Ich will Sie gleich zum Herrn Direktor führen,“ erwiderte der Beamte schnell.

Auf dem Wege durch die langen dunklen Gänge teilte Bode dem wohlwollenden Manne seine Befürchtungen mit; seine Frau habe er in gesegneten Umständen verlassen, die Entscheidungsstunde sei aber erst für das Frühjahr erwartet worden.

In dem großen und behaglichen, wenn auch recht einfachen Wohnzimmer des Direktors, welches dem Gefangenen nach so langer Haft als eine Stätte des Luxus erschien, übernahm der Inspektor die Meldung; im Ton seiner Stimme lag eine warme Empfehlung des Häftlings, der einen Urlaub nachsuchte, um nach seiner kranken Frau sehen zu können.

Der Direktor las das Telegramm aufmerksam durch und blickte den Gefangenen scharf an.

„Was sind das für Geschichten? fragte er. Wer ist denn der Mann, der die Depesche schickt, und wo lebt Ihre Frau? Und woher wissen Sie, daß sie krank ist?“

Als Bode zögerte, erklärte der Inspektor den Zusammenhang: daß die Frau in Berlin lebe, daß Bode ihr aus Rücksicht auf ihren Zustand seine Verurteilung verschwiegen habe.

Der Direktor stand auf und ging einigemal hin und her, endlich fragte er kurz:

„Wie war die bisherige Führung des Gefangenen?“

„Tadellos!“ rief der Inspektor.

„So geben Sie ihm zwei Tage Urlaub.“

Wie im Traume kehrte Bode in seine Zelle zurück, nahm Hut und Ueberrock und folgte dem Schließer; Bücher und Papiere ließ er in seiner Zelle, er kehrte ja wieder zurück. Beim Inspektor wurde der Entlassungsschein schnell aus-gesertigt, dann wurde Bode beim ersten Posten vorbei über den breiten Hof geführt, der Schließer zeigte den Schein der Wache am Hauptthore, und Doktor Bode stand plötzlich auf der Straße, auf der eine dünne Schneeficht in der Sonne glänzte; es hatte die Nacht über ein wenig gefroren.

Bode wünschte Flügel zu haben, um in kürzester Frist nach der Großgörschenstraße gelangen zu können, aber nicht einmal eine Droschke hatte er zu seiner Verfügung; so weit er blicken konnte, kein Wagen, kaum ein vereinzelt Haus oder ein eiliger Mensch. Wie in weiter Ferne ballte sich im lichten Morgennebel die dunkle Dunstmasse, die über der Stadt lagerte; nur ein Goldblitz leuchtete hervor: es mochte die Victoria auf der Siegessäule sein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Orgelbauten einst und jetzt.

Mozart nannte einmal die Orgel die Königin unter allen Instrumenten. Daß sie in der That das mächtigste und volltönendste aller Instrumente ist und sogar einem vielstimmigen Orchester das Gleichgewicht zu halten vermag, das beweist am besten der wahrhaft überwältigende Eindruck jener berühmten Stelle aus Haydn's „Schöpfung“, wo die volle Orgel zu den Worten: „Lud es ward Licht!“ zugleich mit dem Chöre, den rufenden Trompeten und der dröhnenden Pauke einsetzt. Da die moderne Orgel als eine kunstvolle Vereinigung der verschiedenartigsten Instrumente anzusehen ist, so hat man sie in zutreffender Weise mit einem Orchester verglichen, zumal in ihr sowohl der streichende Ton der Violine, als auch der sanfte Flötenton und der schmetternde Trompetenton zu beinahe täuschender Wiedergabe gelangen. So großartig und kompliziert der heutige Orchesterapparat in die Erscheinung tritt, so hat sich auch die Orgel der Neuzeit zu einem Kunstwerk ersten Ranges emporgeschwungen, das auf mehr als zweitausendjährige Entwicklung zurückblicken kann.

Ohne Zweifel ging die Orgel aus einer Verbindung der Pan-flöte (Paganenflöte) und dem Dudelsack hervor. In der römischen Kaiserzeit war als Lieblingsinstrument der Wohlhabenden eine Wasserorgel bekannt, die später von der Windorgel verdrängt wurde. Die frühesten Geimat der Orgelwerke, wie sie in den ersten christlichen Jahrhunderten existierten, sämmt der Orient gewesen zu sein, wo sie indessen nicht zu kirchlichem Gebrauche, sondern dem Tanz, Konzerten und öffentlichen Belustigungen dienten. Größere Pfeifenwerke, die als Vorläufer unserer Orgeln angesehen werden können, besaßen auch die Chinesen und Hindus. Die erste Orgel im Abendland erhielt der Majordomus Pipin der

Kleine im Jahre 757 vom griechischen Kaiser Konstantin Copronymus zum Geschenk; ebenso wurde Karl dem Großen vom griechischen Kaiser Michael eine Orgel verehrt — ein Umstand, der ebenso sehr auf die Seltenheit als auf den hohen Wert dieses Instruments zur damaligen Zeit hindeutet.

Die germanische Orgel des frühen Mittelalters war, obwohl auch in romanischen Ländern berühmt, vielleicht größer, aber auch härter, unschöner und „barbarischer“ als die antike Orgel; sie hatte weder Register noch irgend eine Vorrichtung zur Regulierung des Winddrucks. Die erste Windorgel in Deutschland ließ Ludwig der Fromme im Dom zu Aachen aufstellen. Von dieser Zeit an fand sie eine verhältnismäßig schnelle Verbreitung. Die Instrumentenchen wurden beim Gesang-Unterricht verwendet, ihr Tonsumfang war ein sehr beschränkter. Die Klaviatur bestand in aufrecht stehenden Holzplättchen, auf denen die Buchstabenamen der Töne A B C D E F G verzeichnet waren. Der Spieler öffnete dem Winde den Zugang durch Zurückklappen dieser Tasten, worauf die Pfeife so lange tönte, bis das Plättchen wieder emporgedrückt wurde. Die Hauptkirche zu München soll die größte und kostbarste Orgel besessen haben, deren Pfeifen von Buchsbaum und Metall waren.

Von England herüber verbreitete sich fast um die nämliche Zeit der Ruhm eines großen Werks, das Bischof Euseb 962 für die Benediktiner-Abtei zu Winchester hatte bauen lassen. Diese Orgel hatte 400 Pfeifen, die sich auf zwei Klaviere mit je 20 Tasten verteilten, und 26 Bälge, die von 70 Männern „im Schweiße ihres Angesichts“ niedergedrückt wurden. Die Tasten waren eine Elle lang und 3—7 Zoll breit. Sie hatten einen sehr tiefen Fall, weshalb mit jeder Hand immer nur ein Ton angegeben werden konnte. Das „Riesennetz“ wurde von zwei Organisten gespielt, und die Wirkung dieses Spiels wird mit dem Donner verglichen. — Im Jahre 1350 baute ein Mönch zu Thorn eine Orgel mit 22 Tasten und elf Jahre später der Priester Nicolaus Faber die große Orgel für die Domkirche zu Halberstadt, die 3 Klaviere und 30 Faltenbälge besaß, wozu jedoch nur 10 Bälgetreter notwendig waren. Neben diesen großen Orgeln waren auch kleinere (portative) im Gebrauch, die man mit einer Hand spielte, während die andre den Blasbalg regierte. Die älteste Abbildung einer Orgel zeigt, daß dieses Instrument in der mittelalterlichen Zeit weniger in der Kirche, als vielmehr zur Ballettmusik gebraucht wurde. Man spielte die Orgel an den fürstlichen Höfen, der Minnesänger trug sie am Bande vor der Brust, im bürgerlichen Hause stand sie auf dem Tische und wurde vom Hausherrn gespielt, während seine Ehehälfte die Bälge bediente. Auch beim Vaudeville und beim höfischen Konzert durfte sie nicht fehlen. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn die Geschichte berichtet, daß 1649 beim Friedensmahl zu Münsberg eine Orgel gespielt wurde.

Die Pfeifen fertigte man aus Kupfer, Blei, Zinn, Silber, Glas, Elfenbein, Papier und Holz, fand jedoch bald heraus, daß sich Zinn und Holz am besten dazu eignen. Die Orgeln des 4. bis 11. Jahrhunderts hatten eine ziemlich leichte Spielart; dagegen wurde nach Einführung einer komplizierten Mechanik, die die gewaltige Vergrößerung des Instruments bedingte, die Handhabung der Orgel im 13. und 14. Jahrhundert so schwer, daß die Tasten mit den Fingern geschlagen oder mit den Ellbogen heruntergestemmt werden mußten. Die Organisten bekamen daher den Namen „Orgelschläger“. Bei der Breite der Orgeltasten reichten, als sich der musikalische Geschmack und die Mehrstimmigkeit in der Komposition weiter entwickelte, die Finger nicht mehr aus, und so kam man zur Anwendung des Pedals, dessen Erfindung einem Organisten der Markuskirche in Venedig, Bernhard dem Deutschen (1470), zugeschrieben wird. Doch fand man beim Abdruck einer alten Orgel zu Reeskov bei Frankfurt a. O. zwei Pedalpfeifen, auf denen die Jahreszahl 1438 eingraviert war, weshalb man sich anzunehmen berechtigt glaubt, das Pedal sei in Deutschland bereits am Anfang des 15. Jahrhunderts bekannt gewesen. Es war anfänglich von einfachster Struktur. An die breiten Orgeltasten wurden Seilschlingen befestigt, die man mit den Füßen anzog; erst später bekam das Pedal eigne Tasten. Da die Orgel durch das letztere eine besondere Gravität erhielt, so versah man fortan alle größeren Werke mit Pedal. Im übrigen trägt die Kunst des Orgelbaues im 15. und 16. Jahrhundert kein besonders hervorragendes Gepräge. Man beschränkte sich darauf, das Instrument nach allen Richtungen hin weiter auszugestalten.

Der Orgelbau des 17. Jahrhunderts steht unter dem Einflusse des Geschmacks jener Zeit, die sich ebenso auf dem Gebiet der Poesie und der Rede wie auch der Tracht und des Benehmens gesiel. Man suchte das Neuere der Orgel, den Prospekt, reich auszustatten, versah aber dabei auf sonderbare Spielereien. Da gab es Engelsfiguren, die mit beweglichen Armen Trompeten an den Mund setzten, Pauken schlugen und den Zimbelstein zum Tönen brachten. Ferner gab es wandelnde Sonnen und Monde, Glöckenspiele, Löwen, Vären, Fische, Adler, Aindud, Himmel und Nachtigall. Die Adler schlugen mittels eines Uhrwerks mit den Flügeln oder flogen zur Sonne. Die Register Vogelgesang, Nachtigall und Aindud wurden in der Christnacht gebraucht; eine Verhöhnlichkeit letzterer Art waren die Vogelstimmen der großen Orgel in der Peter-Paulskirche zu Görlitz. Noch abgeschmackter war die Schwebung oder der Tremulant, durch den das Weinen und Schluchzen nachgeahmt werden sollte, und der in der Karwoche und bei Begräbnissen zur Anwendung kam. In Frankreich besaß man bis in die

neuere Zeit den Gewitter-, Donner- und Regenschauerzug, von denen der erstere noch heute bei Konzertvorträgen mit Vorliebe benutzt wird.

Auch im vorigen Jahrhundert folgte der Orgelbau dem Zeitgeschmacke, der sich in zierlicher, wohlhabender Eleganz gefiel. Das musikalische Interesse war jetzt weniger auf die Vielgestaltigkeit von Ton, Stärke und Klangfarbe gerichtet, sondern folgte mehr dem architektonischen Aufbau der Themen, der Fugen und Kontrapunktlichen Feinheiten der großen Tonmeister. Neben einer reichen musikalischen Literatur finden wir im 18. Jahrhundert eine Reihe namhafter Meister, die die Orgelbaukunst bedeutend förderten. Den höchsten Ruhm genießt unzweifelhaft Gottfried Silbermann, der u. a. die Orgel in der Hofkirche zu Dresden baute. Die außerordentliche Tonschönheit seiner Werke steht heute noch unübertroffen da. Aus derselben Zeit stammen ferner die berühmten Orgelwerke in Münster, Merseburg, Halberstadt, Breslau (Elisabethkirche), Dirschberg i. Schl., Weingarten u. a. Der letzte Ort besitzt eine Orgel mit 66 Registern, 4 Klavieren und 6666 Pfeifen, deren größte 32 Seeelmer faßt. Die größte Zumpfeife der Orgel in der St. Magdalena-Kirche in Breslau ist 3/4 Centner schwer, 24 Fuß hoch, 12 Zoll weit, faßt 8 Scheffel Getreide und kostet allein 300 Gulden. Ein Riesenwerk besitzt endlich Nizza; es enthält 6826 Pfeifen und 174 Register.

Die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts bezeichnen keinen Fortschritt, eher einen Rückschritt der Orgelbaukunst, weil man allzu sehr dem Nützlichkeitsprinzip Geltung verschaffte. Dagegen kam seit fünfzig Jahren unschwer ein frischer Unternehmungsgeist der neueren Orgelbauer konstatiert werden. Einen bedeutenden Anstoß dazu gab das epochenmachende Werk Köpfers: „Die Theorie und Praxis des Orgelbaus“ (2. Auflage von Max Nähn). Seither ist diese Kunst in eine Phase getreten, in der sich neue Methoden förmlich überflügeln. Der rasche Aufschwung der technischen Künste, der Industrie und der Naturwissenschaften machte seinen Einfluß auch auf dem Gebiete des Orgelbaus bemerkbar. Um dem Mangel des Orgeltons, der bekanntlich kein unvermitteltes An- und Abklingen zuläßt, einigermaßen abzuwehren, ersand man vor einigen Jahrzehnten das Schwerk und den Rolschweller. Ersteres führt diesen Namen, weil sein Ton wie aus weiter Ferne klingt. Der Rolschweller besteht aus einer beweglichen Walze, die durch Hebel mit den Registern in Verbindung tritt und diese anziehen oder abstoßen kann. Außer mannigfachen Verbesserungen an den Wälzen und Windladen war das Streben der neueren Orgelbauer hauptsächlich darauf gerichtet, das Spiel größerer Werke durch eine Hilfsmaschine, die die zur Bewegung des Orgelmechanismus nötige Kraft einschaltet, zu erleichtern, was durch den pneumatischen Hebel geschieht. Eines der berühmtesten Werke der Neuzeit ist die große Orgel der Kirche St. Sulpice zu Paris, die 1864 von Cavaille-Coll errichtet wurde. Sie besteht aus 7000 Pfeifen in der Länge von 32 Fuß bis zu 5 Millimetern, die in 7 Stockwerken in der Höhe von 72 Fuß aufgebaut sind. Dem Spieler stehen 5 Manuale, 100 Register und Kombinationszüge zur Verfügung. Mit einem Fußtritt können 30 Register auf einmal gezogen werden. Die Orgel kostete 163 000 Fr.

In England wird bei größeren Werken zuweilen Dampf angewendet, wie bei der Orgel in der Albert-Hall zu London. Diese hat bei 4 Manualen und Pedalen 111 klingende Stimmen, 9000 Pfeifen und erhält den Wind durch die Kraft zweier Dampfmaschinen. Zum Betriebe anderer Werke benutzt man ferner den Gas-, Heißluft- und Petroleummotor; aber auch die Elektrizität hat sich der Orgelbauer jetzt zu seinen Zwecken dienstbar gemacht. Bei der von Weigle in Stuttgart konstruierten elektro-magnetischen Orgel wird das Registerwerk durch einen Elektromagneten ersetzt. Die größte Kirchenorgel Deutschlands befindet sich im Ulmer Münster; sie besitzt 101 klingende Stimmen und 23 Nebenregister und wird von einem Elektromotor in Bewegung gesetzt. Während die älteren Riesenwerke bei zunehmender Registerzahl wegen ihrer überaus schweren Spielart fast gar nicht mehr zu bewältigen waren, spielt es sich auf den Orgeln der Neuzeit, selbst bei vollen Werken, so leicht und mühelos wie auf einem Klavier.

Bis vor wenigen Jahren suchte man bei großen Orgelwerken die gewünschte Tonstärke dadurch zu erzielen, daß man für jene 100 und mehr Register disponierte und die Pfeifenzahl möglichst vermehrte; durch die vor drei Jahren erfundenen Weigleschen Hochdruckregister ist es jedoch möglich, Orgelwerke für große Räumlichkeiten schon mit der halben Registerzahl, also auch mit halb soviel Pfeifen, in ebenso großer, ja noch größerer Tonkraft und schönerer Tonsülle herzustellen als bisher. Es geschieht dies, indem man z. B. eine Orgel, die, um genügend stark zu sein, sonst mit etwa 100 Registern versehen werden mußte, jetzt nur mit 40 bis 50 gewöhnlichen Registern baut und ihr etwa 7 bis 10 Hochdruckregister beifügt. Eine solche Orgel kostet dann nur etwas mehr als die Hälfte der nach alter Weise eingerichteten und beansprucht außerdem weniger Raum. Im Raim-Saal zu München wurde vor Jahresfrist die größte Konzertorgel Deutschlands eingeweiht, die wohl den allerneuesten Anforderungen in jeder Beziehung entsprechen dürfte. Sie besitzt 3 Manuale, 1 Pedal, 50 klingende Stimmen und 25 Nebenzüge, im ganzen also 75 Register mit ca. 4000 Pfeifen. Das Gebläse wird mit einem elektrischen Motor von 8 Pferdekraften getrieben und besteht aus zwei großen Reservoiren, die durch 6 Schöpfer gespeist werden. Das ganze Registerwerk besitzt pneumatische Röhrenstruktur. Als eine neue Ein-

richtung müssen die 4 Kombinations-Druckknöpfe bezeichnet werden, durch die in neuer und eigenartiger Weise 16 verschiedene Klangfarbenmischungen vorbereitet werden können, was das Spiel wie die Registrierung wesentlich erleichtert. Mit Rücksicht darauf, daß das Werk mit 2 Stentor-Solostimmen versehen ist, von denen jede die sechs- bis achtfache Stärke eines gewöhnlichen Registers besitzt, repräsentiert die Orgel des Raim-Saales ihrer Tonstärke nach eine gewöhnliche Orgel von mindestens 70 klingenden Stimmen.

Julius Blasche.

Kleines Feuilleton.

d. Im Schlächterladen. Zwischen acht und neun Uhr war der Laden immer am vollsten. Es war das die Stunde, wo die Frauen aus der Nachbarschaft kamen, um den Bedarf für Mittag einzukaufen. Dicht gedrängt standen sie um den großen Haulock. Alte und junge, mit Hut und Mantel, mit blauer Küchenschürze und einfachem Umschlagetuch. Fünf, sechs Stimmen sprachen immer durcheinander.

„Legen Sie mir man noch 'n Stückken Niere bei.“

„Ich möchte 'n halb' Pfund Hammelfleisch, aber nich so fett.“

„Na, Meister Lehmann, man nich so knapp wiegen. Das ist noch lange kein richtiges Pfund.“

„Er will zu schnell reich werden, drum hält er immer 'n Daumen unter.“

„Na, natürlich, machen wir allemal!“ Der dicke Schlächter schlug das Rindfleisch in ein Stück Papier, warf es lachend der Kundin in den Hentelkorb und wandte sich wieder zu einer andern: „Was soll's denn sein, Frau Nachbarn?“

„Ich möchte dreiviertel Pfund Schweinefleisch, ach nee, aber man nich dies Stück, dies ist ja der reine Knochen!“

„Ach und die Knochen wollen Sie nicht? Ja wissen Sie, meine Verehrteste, wenn de Schweine erst auf Bratwürsten laufen —“

Die Frauen unterdrücken ihn mit einem schallenden Gelächter: „Au Her Jeeses, dies soll wohl vielleicht noch immer 'n Big sein?“

„Der war ja schon nicht mehr neu, als 'n ollen Fritsch seine Großmutter Hochzeit hatte!“

Der Schlächter stimmte in den allgemeinen Jubel mit ein, auch das Schlächterfräulein lachte mit, dann sagte eine der Käuferinnen mit einem Blick auf die Straße: „Da drüben geht die Weizner!“

Alle Köpfe flogen nach links herum, ein paar Minuten hielten die rebelligen Jungen still, bald fingen sie von neuem an:

„Haben Sie gesehen, sie hatte schon wieder 'n neuen Schlafrock an!“

„Die hat ja alle acht Tage 'n neuen!“

„Ja und sogar 'n kürschchen. Den hat se von Fritsche, da stehen se ins Schaufenster, ich hab se gesehn, 's Stück kost' zwanzig Mark.“

„Na, se spielt sich aber auch auf — alle Wetter, haben Sie gesehn, wie se 'n Kopp schmeißt? Die denkt ooch wolk, sie is der Affe und de andern sind ja nicht!“

Allgemeines Aufjuchzen; eine junge Frau sagte: „Daß die man überhaupt nicht allein einholen geht, da lömmt sie doch ihre Köchin schicken.“

Ihre Nachbarin lachte: „Ihre Köchin, hoch, die wird ihre Köchin schicken, haben Sie 'ne Ahnung! Die will sich doch nich betrügen lassen! Alle Dienstmädchen betrügen doch, wissen Sie denn das nich? Ja, das hat se neulich jesagt beim Fräulein, alle Dienstmädchen betrügen.“

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich. „Na, und sie? Wo haben sie denn das vilie Feld her?“

„Na, se haben doch 'ne Kneipe gehabt, wissen Sie denn des nich? So 'n ollen Soldatenbunms, oben in de Alexanderstraße; sein soll 's ja nich gewesen sind.“

„Na, jetzt is er ja doch Armenvorsleher.“ Der Schlächter spitzte den Mund, ein verstocktes Lächeln spielte über sein Gesicht.

Die dicke Schlossersfrau warf den Kopf zurück: „Und 'n sehr guter Armenvorsleher, ja, Se brauchen jarnich zu lachen, er soll wirklich 'n sehr freundlicher Herr sein, ganz besonders, wenn Mädchens zu ihm kommen.“ Stürmischer Jubel. „Im Kriegerverein haben Se 'n auch zum Vorsigenden gemacht und —“ die Rednerin brach ab, die Ladenhür wurde aufgerissen, neue Kunden traten ein: ein Schlosserjunge aus der nahen Fabrik und die Frau des Armenvorsleher's; der Junge blieb im Hintergrunde stehen, die Dame ging gerade auf den Haulock zu. Ohne weiter zu grüßen, drängte sie sich nach vorn: „Geben Sie mir fünf Pfund Rinderschmorfleisch!“

Der Schlächter warf einer der früher gekommenen Frauen ihre Ware in den Korb: „Einen Augenblick, Madamken, ich will man bloß noch die Herrschaften hier fertig bedienen!“

„Ich habe aber keine Zeit!“

„Einer nach dem andern“, grollte es aus der Reihe der Frauen

„Wir haben unsre Zeit auch nicht gestohlen.“

„Also fünf Pfund Rinderschmorfleisch.“ Frau Weizner klopfte mit einem großen Geldstück auf die Marmorplatte.

„Gleich! Gleich!“ Der Schlächter sprang und hastete.

Die Frauen waren fast alle bedient, nur eine stand noch da: „Was soll's denn sein, Frau Danke? 'n Kalbskopf, ja wohl, nich wahr?“

„Ja 'n Kalbskopf, aber geben Sie man erst dem Kleinen hier, der will doch gern frühstücken und hat nur bis neun Uhr Panz.“

Sie trat zurück und schob den Mantel an ihren Platz. Der Junge lachte vergnügt: „Für zehn Pfennige polnische Bratwurst.“

Er wollte den Nickel auf die Zahlplatte legen, die Frau des Armenvorsleher's drängte ihn jedoch zur Seite: „Nein, denn geben Sie mal

mir erst, Meister Lehmann, der Bengel kriegt sein Ende Burscht doch noch früh genug runter. Hören Sie, Sie sollen mir erst geben, ich habe keine Zeit!"

"Na, der Pispel ist doch bald abgeschritten."

Der Schlächter langte eine Wurst heranter, und reichte dem Knaben sein Stück hinüber: "So und nun Ihren Kalbstopf Frau Dankert."

"Aber dett is ja doll" — die Frau des Armenvorstehers stampfte mit dem Fuß auf: "Doll is dett ja einfach! Einen so warten zu lassen um so'n dreidigen Arbeitsjungen! Denken Se denn, Sie können mir ngen? Zu'n andern wer'l jehen, jawoll zu'n andern, wenn's ooch 'n Ende weiter is! — Um so'n Kaff — um so'n Arbeitsjungen." —

oo. **Schriftstellereigenheiten.** Karolina A. Creevey plaudert im "Cosmopolitan": Der berühmte amerikanische Dichter Walt Whitman kannte kein größeres Vergnügen, als an Hochsommertagen ganze Nachmittage lang im Grase zu liegen und sich von der glühend heißen Sonne rösten zu lassen. In dieser Situation schrieb er seine besten Gedichte. George Eliot war weit fittiger und civilisierter. Wenn sie "die Feder ergreifen" wollte, schickte sie zuerst ihre ganze Umgebung spazieren und bat dringend, daß man sie nicht durch das geringste Geräusch stören möge. Dann brachte sie in ihrem Arbeitszimmer alles sorgfältig in Ordnung und legte schließlich ihre besten Kleider an. Trotz dieser Vorbereitungen schrieb sie, wie alle Stilisten und die wahren Psychologen, sehr mühsam. Sie war nicht im Stande, mehr als 60 Zeilen pro Tag zu schreiben. George Bancroft schrieb gleichfalls schwer, niemals mehr als 300 Worte pro Tag. Er arbeitete allerdings nur morgens von 5 bis 11 Uhr. In jeder andren Tageszeit konnte er, wie er behauptete, weder ein Wort noch einen Gedanken finden. Anthony Trollope war derselben Ansicht. Aber er bewältigte an einem Vormittag mehr als 1000 Worte. Das hinderte ihn jedoch nicht, ein sehr strenger Richter seines Stils zu sein, denn er las jedes Manuskript mindestens dreimal, bevor er es drucken ließ. Tennyson maß seine tägliche Arbeit nach der Zahl der zerbrochenen Pfeifen, deren Trümmer seinen Arbeitstisch umgaben. Wenn er schreiben wollte, mußte er auf seinem Schreibtisch einen großen Topf mit Tabak und einen zweiten Topf mit Thomspfeifen finden. Er rauchte unaufhörlich, aber nie zweimal aus derselben Pfeife. Er nahm eine Pfeife, stopfte sie, zündete sie an, rauchte sie und zerbrach sie dann. Darauf nahm er eine zweite Pfeife, stopfte sie, zündete sie an, rauchte sie, zerbrach sie usw. Jeder Vers kostete durchschnittlich eine Penny-Pfeife. Nathaniel Hawthorne hatte Gewohnheiten, die für seine Umgebung weit gefährlicher waren. Wenn er ein Wort oder eine Idee suchte, konnte er sich nicht enthalten, mit einem Federmesser oder mit einer Schere zu spielen. Er schnitzte an seinem Tisch herum, zerschchnitt die Armlehne seines Sessels oder zerlegte Stoffe. Eines Tages, als die Gedanken sich lange bitten liegen und nicht kommen wollten, schnitt er, ohne es zu merken, einen kostbaren Abendmantel, den seine Frau auf seinem Sessel vergessen hatte, buchstäblich in Fetzen. Der Naturforscher Buckland konnte nur dann schreiben, wenn er Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte. Sobald er am Schreibtisch saß, rieb er die Füße so lange gegen einander, bis die Hausschuhe in irgend einem Winkel lagen. Dann gingen die Strümpfe denselben Weg. Eines Tages schlief er während einer Eisenbahnfahrt ein und träumte, daß er ein Kapitel, das ihm schon seit mehreren Tagen im Kopf herumging, niederschreibe. Als er am Ziel seiner Reise angelangt war, mußte er von einem Wabenebeamten geweckt werden. Buckland stieg rasch aus dem Wagen und verließ den Wabenhof, ohne zu merken, daß er barfuß ging. Er pilgerte ruhig nach seinem Hotel und war ganz erstaunt darüber, daß ihn die Passanten mit einem eigentümlichen Lächeln betrachteten. Heber die Unleserlichkeit der Manuskripte berühmter Schriftsteller erzählt Miss Creevey gleichfalls amüsante Anekdoten. Horace Greeley schickte einmal durch einen Straßenjungen einen Artikel zu James Gordon Bennett. Als der Junge zu Bennett kam, hatte er bereits den Namen seines Auftraggebers vergessen. Gordon Bennett plagte sich eine halbe Stunde lang mit dem Artikel herum, aber er konnte auch nicht ein Wort von dem Manuskript entziffern, vor allem nicht die Unterschrift. Er gab also dem Buh das Papier zurück und sagte: "Bring das wieder zu dem Manne, der es Dir gegeben hat. Das kann nur von einem Verrückten geschrieben sein." Greeley erkannte seine eigne Handschrift nicht wieder und der etwas dumme Buh sagte ihm auch nicht, daß es dasselbe Papier sei, das er (Greeley) kurz vorher an den Herausgeber des "Herald" geschickt hatte. Nach reiflicher Ueberlegung sprach Greeley: "Ich will das als Kuriosum behalten, denn das kam nur von einem Verrückten geschrieben sein." — "Das hat der andre Herr auch gesagt", erwiderte der Knabe. Auf der ganzen Welt giebt es nur ein einziges Wesen, das die Handschrift Björnsterne Björnsons entziffern kann und das ist Frau Björnson. Der berühmte Dramatiker und Poetiker würde seine eigenen Manuskripte nicht lesen können, wenn seine Gattin sie nicht sorgsam abschrieb.

Archäologisches.

ek. Das älteste Historienbild der Welt. In der letzten Sitzung der Pariser "Académie des inscriptions" sprach Heuzey über eine interessante Rekonstruktion, die von Archäologen für die Abteilung der wissenschaftlichen Missionen in der Welt-

ausstellung ausgeführt worden ist. Es handelt sich um das große historische Vasrelief des Königs Sennacherib, das von de Sarzec in Chaldäa entdeckt wurde und unter dem Namen "Geier-Stele" bekannt ist. Mit Hilfe von Abgüssen wurde der Platz der sieben Bruchstücke, die bis jetzt wieder aufgefunden worden sind, mit Sicherheit bestimmt. Ein kleines Bruchstück, von dem das Britische Museum einen Abguß hergegeben hat, enthielt den rechten Fuß der großen Figur einer Gottheit, die für die Rekonstruktion sehr wichtig war. Die Gottheit hält Gefangene in einer Art Käfig. Auf der gegenüberliegenden Seite hat dasselbe Bruchstück eine der wertvollsten Szenen vervollständigt: die Darstellung von Leichenfeierlichkeiten nach dem Kampfe. Neben der Pyramide von menschlichen Leichen sieht man jetzt einen Haufen von geopfertem Vieh, auf denen ein vollständig nackter Mensch steht und sich anstößt, das Tranxopfer zu spenden. Dieser religiöse Akt vollzieht sich nach dem Ritus der Chaldäer, das heißt, das Tranxopfer wird nicht auf dem Erdboden vergossen, sondern auf ein Bündel von Palmenzweigen mit Blüten und Früchten. Diese Strauße stecken in zwei großen Vasen, die bei dem liegenden Stiere, dem wichtigsten der Opfertiere, stehen. Die beiden Flächen der Stele sind in mehrere Darstellungszonen eingeteilt, die heute genau festgelegt sind, so daß es ein leichtes sein wird, jedes neue Bruchstück einzuordnen, das von diesem großen historischen Figurenbild, dem ältesten bekannten in seiner Art, noch gefunden werden sollte. Alle die großen Fragmente, die die Hauptscenen und Figuren enthalten, befinden sich im Louvre-Museum.

Humoristisches.

— Seltsamer Beweis. "Dollen Sie mir den Weg auf die 'Frauenalm' zeigen! Ich bin der neue Bezirksamtmann!" "Dös lam a' jeder sagen... Zahl'n S' erst a' paar Maß, damit i' seh', ob's wahr is!" —
— Grausam. "Nun, wie geht's mit Ihrer Krankheit?" "Danke, im Princip darf ich jetzt schon ein Glas Bier pro Tag trinken!" "Wie soll ich das verstehen?" "Nun, der Arzt hat's mir erlaubt, aber meine Frau holt's mir nicht!" —
— Verdächtiger Aufwand. Der Chef eines Wiener großen Bankhauses wurde vertraulich darauf aufmerksam gemacht, daß sein langjähriger Hauptkassierer, dem er unbegrenztes Vertrauen schenkte, und durch dessen Hände große Summen gehen, einen Aufwand treibe, der mit seinem Gehalt nicht in Einklang zu stehen scheine. "Was macht er denn?" fragte bestürzt der Bankier, fährt er im Fialer?" — "Nein." — "Spielt er beim Totalisator?" — "Nein, er geht niemals zum Nennen." — "Also, was denn, um Gotteswillen?" — "Er heizt mit Kohlen." —

Notizen.

— Die Schauspielerin Maria Pospischil hat einen streng philologisch abgefaßten Faust-Kommentar bei Konrad Kros in Hamburg herausgegeben. —
— Eine deutsche Uebersetzung von Gabriele D'Annunzio's dramatischem Gedicht "Traum eines Frühlingmorgens" erscheint Mitte des Monats bei S. Fischer, Berlin. — Das Stück gelangt mit der Duse nächstens an Lessing-Theater zur Aufführung. —
— Die Premieren der Secessionsbühne sind bis zum 1. November folgendermaßen festgesetzt worden: am 11. Oktober "Der gnädige Herr" von Eitel Meyer-Förster, am 13. Oktober "Die geliebte Dornrose" und "Peter Sauerz" von Andreas Gryphius, am 20. Oktober "Der Vär" von Anton Tschekow und "Hordenjosef" von Jacob Wassermann. Ferner sind in Vorbereitung "Die Verdammten" von Hans von Gumpenberg, "Enjanne im Bade" von Hugo Salus und "Der Thor und der Tod" von Hugo von Hoffmannsthal. —
— "Der Kirchgang", ein dreiaktiges Schauspiel von Ernst Koppel, und der Einakter "Revanche" von Lydia Kostopchine werden am 18. September im Neuen Theater zur Erstaufführung gelangen. —
— "Zudigo", die älteste Operette von Johann Strauß, wird von dem Wiener Schriftsteller Hugo Felix ein neues Libretto erhalten, dem der französische Schwan "Cabinet Poperlin" zu Grunde liegen wird. —
— Auf der Ausstellung der Berliner Secession wurden in letzter Zeit verkauft: Walter Leisnerow "Lafen", Konstantin Memier "Arbeiter am Meere" (Bronze-Relief), Ludwig v. Hofmann "Blütenphantasie", Käthe Kollwitz "Zertrötene" (Modirung, dreimal), Anders Jörn "Maja", Eugen Amdamer "Le roi s'amuse", Franz Staffen "Flora", Carlo Wöllin "Morgennebel", Paul Schütke-Raumburg "Saale-Landschaft" und Friedrich Edenfelder "Pferde am Waldrand". —
— Der fünfte deutsche Fortbildungsschultag wird am 6. und 7. Oktober in Gölzig tagen; mit diesem Tage wird die Generalversammlung des deutschen Vereins für das Fortbildungsschulwesen verbunden sein. —
— Ein Diamantlager ist am Flusse Kasnenla im Ural gefunden worden. —